

lehr stolz auf einen unendlich geschmacklosen Ring aus Silber mit einem Totenkopf und zwei sich kreuzenden Schwertern, den er auf dem Mittelfinger der rechten Hand trug.

Vorke sprach viel, aber was er sagte, verstand man schlecht, nicht nur, weil er seinen bayerischen Dialekt sprach wie ein Engländer mit Jungenfehler, sondern hauptsächlich, weil er Tag und Nacht ein Stück Kaugummi im Munde führte und dieses bei jedem dritten Wort auf die andere Badenseite wälzte.

Erwin Lebede war wohl das Gegenteil dieses Krammenschen, ein kleiner, schmaler Mann. Immer elegant, aber doch unscheinbar aussehend, gehörte er zu jener Sorte von Menschen, die ohne Grund ständig nervös sind und eigentlich niemals bei guter Laune angetroffen werden. Vor vielen Jahren war er ein talentierter Jockey gewesen, aber wegen einer schiefen Sache — er sollte auf fremde Pferde gesetzt und die Gäule des eigenen Stalles nicht ausgeritten haben — von allen Rennplätzen verwiesen worden, hatte sich dann als Manager etabliert. Lebede war sprunghaft in seinen Ideen und Handlungen, aber er hatte eine gute Nase, und der Boxsport dankte ihm ohne Frage die Entdeckung vieler Talente, die er alle hochgebracht und die sich alle ausnahmslos von ihm später getrennt hatten. Er wollte immer zu rasch Geld verdienen und zuviel, das war sein einziger Fehler. Aber er brauchte viel Geld, denn er war eines der eifrigsten Mitglieder vom Astoria-Klub, wo jede Nacht gespielt wurde und wo er schon große Summen gelassen hatte.

„Max vom „Café Zentral“ hat gestern Sam und Frank zusammen gesehen“, sagte er und sog heftig an seiner Zigarette.

Max war ein Kellner, der auch ihn schon oft bedient hatte.

„Na, warum sollen die beiden nicht mal zusammensehen?“, meinte Vorke. „Vielleicht will Sam den Jungen managen.“

Er wußte, daß er damit Lebede einen Stich versetzte.

„Unsinn, Hans bleibt Amateur, er hat es mir erst neulich gesagt.“

„Wenn du kommst, wird ihm nichts anderes übrig bleiben, weil er bei dir nur Geld zusehen kann.“

„Du wolltest ihn wohl selber haben?“, sagte Lissy, die an den Tisch trat und eine Orangeade für Max Raumann servierte, den berühmten Masseur, der die Muskeln aller Boxer kannte wie seine Westentasche.

„Ich wollte ihn nicht haben, und ich will ihn nicht haben; für mich ist der Junge zu weich.“

„Da lasst dir mal einen Uppercut unter die Nase halten.“

„Für Sam wird er hart genug sein“, lachte Lissy und ging wieder an das Büfett.

„Frank trainiert an der Boxschule“, ließ sich jetzt Erna Mendel vernehmen, die seit Monaten mit Lebede verfehlte, und stocherte mit dem Löffel in ihrer Pastete herum.

„Lissy! Zählen! Ich muß mich rasieren lassen“, rief Lebede.

„Hast es nötig“, knurrte Vorke, „ich dachte schon immer, dein Friseur wäre gestorben.“

Der andere zählte und ging mit den ihm eigenen ganz kurzen und raschen Schritten dem Ausgang zu und dann quer über die Straße, ohne sich umzusehen.

„Er hat's nötig, sich rasieren zu lassen, wo Somerset ihn so eingeseist hat“, lachte Erna und lächelte Vorke an, für den sie schon lange etwas übrig hatte.

Doch der sah teilnahmslos vor sich hin.

„Wetten, daß Lebede in die Boxschule geht?“

Sie brauchten nicht zu wetten, Lebede lief, so schnell ihn seine Beine tragen mochten, die fünf Treppen hinauf, bis er atemlos oben in der Box-Akademie landete, wie die Schule sich offiziell nannte. Vor Herzbelebung konnte er minutenlang kein Wort sprechen.

„Tag, Erwin“ sagte Knoch, der Trainer, der in Hemdsärmeln umherlief, vier Paar Boxhandschuhe über der Schulter. „Wen suchst du?“

„Ist Frank da?“

„Der trainiert hinten am Punchingball. Sam ist bei ihm.“

Knoch lachte über das breite Gesicht mit der eingedrückten Boxernase.

„Somerset? Was will der dort?“

„Wahrscheinlich dasselbe wie du — abschließen?“

Lebede tat ungläubig.

„Glaube ich nicht, Frank bleibt Amateur.“

„Natürlich! Noch drei Tage.“

Und Knoch ging in den Waschraum, seine Handschuhe schwankend.

In drei Tagen fanden die Europameisterschaften statt. —

Langsam wanderte Erwin Lebede durch die langen Gänge bis zum Trainingsraum, aus dem dumpfes Brausen ihm entgegenstöhnte, ein Beweis, daß die Boxer hier an der Arbeit waren; er öffnete eine Tür und ging seitwärts an der Wand weiter bis zu den Ruderapparaten, wo ein paar Amateure übten. Berufssboxer waren fast gar nicht zu sehen, sie hatten in diesen Tagen ihren Kollegen das Feld überlassen.

Um anderen Ende trainierte Hans Frank, Somerset stand bei ihm und drehte Lebede den Rücken zu, er sprach auf den Jungen ein. Jetzt gingen sie zum Sandsack. Seine Augen saugten den schlanken, elastischen Körper dieses schönen Boxers auf, Frank hämmerte auf das Leder ein, daß der an der Decke hängende und mit Rollen auf einer Schiene befestigte Sandsack langsam durch den Raum sich bewegte, von den Fausthieben einbeult und weitergetrieben.

Wenn Frank etwas zusehen könnte, mein Gott, was gäbe das für ein Halbwürgewicht! Lebede, der kein dummer Kerl war, sah jetzt auch, daß sich mit Frank und aus Frank etwas machen lassen würde. So ungeheuer schnell auf den Beinen und dabei so hartschlagend mit zwei Händen war keiner.

„Doppelendball“, sagte Somerset.

Sie gingen einige Schritte weiter, wo der an der Decke und Fußboden mit elastischen Tauen befestigte runde Ball frei in der Luft schwebte. Ein paar kurze Stöße, und das Leder flog hin und zurück, von den leicht behandschuhten Händen rasch und energisch getrieben, das Auge blitzte und erfaßte jede Wendung sofort, so daß die Faust schon wieder saß, ehe der Ball auf dem Rückflug den weitesten Punkt erreicht hatte. Der geschmeidige Körper Franks arbeitete ruhig und sicher, leicht und schnell, kein Schweiß bedeckte den Körper. Wie ein edles Rennpferd wirkte er so, wenn er in seinem Element war.

Was Lebede nur störte, war, daß sein Kollege und großer Gegner Sam Somerset bereits neben dem Jungen stand und nicht weichen wollte, doch nun sah Sam auf die Uhr, sagte irgend etwas zu Frank und ging aus dem Saal. Langsam näherte sich Lebede dem Boxer, der, fiebhaft arbeitend, ihn zuerst gar nicht bemerkte. Lebede tippte mit dem rechten Zeigefinger an den Rand seines schwarzen steifen Hutes, das wohlwollendste Zeichen einer Begrüßung, die er kannte.

„Na, Sie sind ja famos in Form, wie ich höre?“

„Meinen Sie?“ Und Hans gab dem Ball einen Stoß, daß der Kleine zur Seite springen mußte.

„Was wird denn mit Anderson übermorgen?“

„Ich werde gewinnen.“

Lebede tat, als ob er überlege.

„Wenn Sie gewinnen, hätte ich vielleicht etwas für Sie.“

„Eine Stellung?“

„Wenn Sie wollen, auch das.“

Frank ließ die Hände sinken, das Tau mit dem Ball wadelte hin und her.

„Eine Stellung?“ Er war unsicher. „Was kann man dabei verdienen?“

„Sehr viel Geld.“

„Na?“

„Zehntausend, zwanzigtausend, hunderttausend.“

„Täglich?“

Hans mußte lächeln, als er das sagte, denn er wußte, daß Lebede mit Vorsicht zu genießen war.

„Nein, im Jahre natürlich.“ (Forti. folgt.)

Sonniger Herbstag.

Des Himmels Seidentähnen rauschen bau
Im Wind, der sonnenwarm das Farbenprühn
herbstlichen Walds durchschmeicht, daß der Glanz,
Gemischt aus Rostbraun, Gelb und spätem Grün,
Verschimmen mit den Beeren im Herbst,
Des greisen Jahres Stirn zu trunkenet Schau
Umflammt als flitterbunter Erntekranz.

Aus blankenschlossener Ferne sanftem Schwung
Ist jeder Hauch von Trübe fortgestrahlt,
Und rings die Wipfel lohn in goldenem Brand;
Bis frischend durch den Wald die Dämmerung,
Von kleinen Lichtern tödlich noch ummalt,
Ins Sonnenscheiden reist die Schattenhand
Und mit der Abendschauer kühlsem Hauch
Der bunte Tag zerflößt wie grauer Rauch.
Heinrich Leis.

Heinrich Leis.

Vom Zarenhof zum Kinderdorf.

von Oswald Zienau (Leningrad).

Zarsloje Selo, der Zarenhof, nun Petskoje Selo, das Kinderdorf, benannt, ist als frühere Residenz wie auch jetzt als Kinderiedlung die Summierung von Superlativen, positiver und negativer, erstere aber überwiegend, in fräsigster Gegensätzlichkeit.

Seit jeher und in allem war der Zarenhof dem ganzen übrigen Russland voraus. Alle für die Zeitgenossen außergewöhnlichen Lebensbereicherungen, die Europa erdachte und erfand, lamen nach Russland vor allem und für lange als einzige dastehend nach Zarstjoje Selo. Russlands erster und jahrelang einziger Schienenstrang — 1837 gelegt — führte von Petersburg nach Zarstjoje Selo: ganze 32 Kilometer Eisenbahnweg, über den bis in die letzten Tage des letzten Romanow die Hofzüge zu jeder gewünschten Tag- und Nachtstunde bevorzugt ließen. Das erste elektrische Licht auf dem europäischen Kontinent erstrahlte 1887 in Zarstjoje Selo.

Die Kernstücke Zarstöie Selos sind nun Museen, die historischen Anschauungsunterricht im Sinne bolschewistischer Geschichtsauffassung erteilen. Einen historisch wohl engen, aber treffenden Anschauungsunterricht vermittelten diese Schlösser Zarstöie Selos, und in höchstem Maße wirkungsvoll durch die absolute Wahrhaftigkeit eines urgegenständlichen Eigenberichts.

Glanzstück dieses Barenhofes ist das Katharineneschloß, von Rastrelli in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut. Eine schlanke Linie ebenerdiger Flankentürme zieht sich hinauf nach dem Mittelstück eines prachtvoll geskulpten Hochbaues. Verhüllungene Goldbronzestaffaturen auf mattgrüner Fläche zaubern eine tadellos harmonische Stilmischung in Rotolo.

Eine Kirche in hellblau mit vergoldeten Zierraten und ausgeschmückt mit italienischen und deutschen Meisterbildwerken, die eine kunstbegeisterte Katharina erwarb, eröffnet die Flüchten pomöser, nicht selten zu überladener Säle. Unmöglich ist die Aufzählung im einzelnen: Säle finden sich hier, die in der Komposition der Töne und Formen sinfonische Dichtungen sind, und daneben dann solche, wo die Zusammenstellungen latophönische Quälereien bereiten. Außer einem grünen Speisezimmer, das merkwürdigerweise mit einer blendend weißen chinesischen Tapete ausgeschlagen ist, findet man wenige Türen weiter ein silbernes Speisezimmer, zwischen beiden aber das Prachtstück des Schlosses: das Bernsteinzimmer. Ostpreußischer Bernstein, klar und dunkelbraun. Schlüter, der Schöpfer der klassischen Bauwerke Berlins, erdachte dieses Zimmer für den Preußenkönig Friedrich I., der es seinem bewunderten russischen Vetter Peter I. schenkte. Die Zarin Elisabeth ließ dann das Bernsteinzimmer in Zarstoffs Selo einbauen. Auffallend ist noch der an die fünfzig Meter lange Große Saal, ganz Spiegel mit aufgelegten Goldschmiedereien.

Das humoristische Unikum des Palastes aber bildet die sogenannte Tabatiere der Großen Katharina. Ein winziges Zimmerchen mit blau-weißen Emailverzierungen. Die Einrichtung, ein breiter, in das Zimmer wie in eine tiefe Nische hinein gebauter, mit blauem Seidenamt überzogener Diwan; davor ein ebenso gearbeiteter hoher Puff. Nichts weiter. Unser Führer lächelt, ringt dann an einer Verzierung, die eine Geheimtür ausspringen lässt. Ein laber Raum wird sichtbar, zu dem eine gewundene, schmale Treppe hinauf führt. In der Geheimtür noch eine ältere Konstruktion eines Scherenfernrohrs, die ungeschickten Beobachtung besagten Vorraums auslässt. Und nun hören wir an Hand von Scherenfernrohr, Wendeltreppe und Diwan einen historischen Abschnitt „Aus dem Leben und Treiben der Katharina“, der nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig lässt und die Katharina zeitgenössischer Flüsterberichte lebendig macht.

In einem zweiten Park liegen Tempelwände und Tempel, Pyramiden aus Granit und Triumphbögen aus Marmor, ein chinesisches Tor, eine chinesische Brücke und ein chinesisches Theater weiterhin; vereinzelt eine Kapelle mit einem Christusstandbild. Dann ein zweistöckiger Bau im klassischen Stil, das Alexander-Palais. Hier lebte seit dem blutigen Januaronttag 1905 ständig Nikolaus II. mit seiner Familie. Das „Museum der Lebensweise der letzten Zarenfamilie“. Bis der Mann mit den Schlüsseln kommt, der auch das Recht hat, die Siegel an den Geheim- und Schranktüren zu lösen, unterhalten wir uns mit einem ehemaligen Zaren-dienner. Und er erzählt uns, wie der beschmierte Pope Grigorii Rasputin zum erstenmal vor dem Palasttor auf-tauchte, abgewiesen wurde, wieder kam, nochmals entfernt wurde und beim drittenmal durch eine Nebentür den Weg ins Haus zu finden verstand, um für immer und bald nicht mehr beschmiert ungehindert und an präsentierenden Schild-wachen vorbei ein- und auszugehen.

Lassen wir die lebensunwahren Brunkzimmer dieses Hauses beiseite. Eine Tür nur, von einem halbkreisförmigen Saal in den Park führend, wird man sehen wollen und davon von Schauern überfallen werden, denkt man an das furchterliche Ende dieser ersten Schritte in der Nacht vom 30. und 31. August 1917 in den Park hinaus, die den Zaren und die Seinen und ein paar unzertrennliche Freunde und Diener durch diese Tür erst nach Tobolsk, dann nach Tscheljabinsk und in einen barbarischen Tod führten.

Was dann aber dieses „Museum der Lebensweise der letzten Zarenfamilie“ ausmacht, das ist die bis in lebte Einzelheiten der Lebensführung und Gewohnheiten, des Familienalltags und der Masteraden öffentlichen Auftretens festgebannte Wirklichkeit. Bei jedem Schritt glauben wir die Menschen zu diesen Dingen aus einer Tür hervortreten zu sehen. Denn nichts in all diesen Räumen ist gestellt, sondern alles so verblieben, wie die Benutzer es bei ihrem Ausszuge stehen und liegen ließen. Wer aber, ohne jemals von den Lebensgewohnheiten des letzten Herrschers gehört zu haben, diese Wohnräume betritt, den ergreift Staunen über diese Anhäufung spießigster Geschmacklosigkeiten. Je mehr man von einem der Zimmer zum andern vordringt, desto weniger wird einem begreiflich, wie Monarchen, Kronenträger von so gut wie unbegrenzter Machtfülle, in einem abgestandenen Gerümpel längst vergangener Jahrzehnte, inmitten eines Hausrats ungähnlicher Kostümfiguren, Photographiealben und Etageren voller größtenteils ungerahmter Familienphotos im längst vergessenen Kabinett- und Besisformat und mit himmelblauem Salon und schmalen, armeligen, mit gebündetem Musselinstoff „deforierten“ Messingknopfbetten leben konnten. Hier und da in den Zimmern traurige Erinnerungen an den blutkranken Zarewitsch. Und überall, wo das Auge nur hinblickt, Ikonen, Ikonen und nochmals Ikonen, im Schlafzimmer, an der Stirnwand hinter dem Doppelmessingknopfbett gar über 600, welche die Zarin für ihre Andachtsübungen benötigte.

Ein Museum nennt man dieses Alexander-Palais. Kein Museum könnte so folgerichtig darstellen. Werturteile für oder wider fällen, wie dieses unberührte, vom letzten Lebenshauch noch immer durchwehte Zarenstück. Der Zar aller Reichen, wie ihn die lebensgroßen Ölbilder in den Attributen seiner Herrscherwürden oder im Paradesgala oder ganz einfach als "Väterchen" darstellen, hier im Alexander-Palais fällt jede Pose, die königliche und auch die väterliche. Albrig bleibt nur der Mensch. Und der fühlt sich wohl in der kitschigen Verlogenheit des Jugendstils! Jugendstil als junger Mann und Jugendstil als gereifter Herrscher; — es wäre Jugendstil auch weiterhin geblieben. Und ein Mensch, den wahnwitzige Fanatiker im Taumel eigener Angste niederknallten, stirbt hier im Alexander-Palais einen zweiten Tod.

Bon der Grossartigkeit des Katharinenpalais bis zur Unästhetik im Alexander-Palais spiegelt sich der Niedergang eines Herrschergeschlechtes und der Verfall des Allherrschaftstums unerbittlich und eindeutig wider.

Scherz und Spott

Schwere Frage. „Liebling“, lebst sie schwärmerisch, wenn du mich niemals getroffen hättest, würdest du mich dann ebenso lieben wie jetzt?“ — „Aber natürlich“, murmelte er pflichtschuldig.

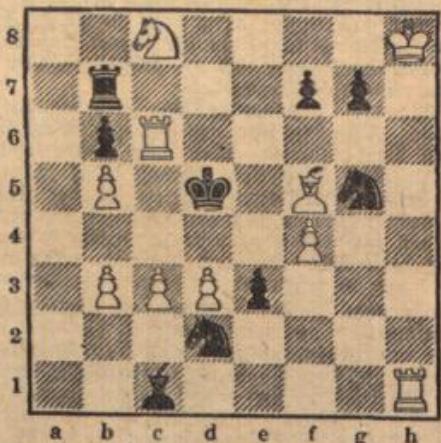
Der Vorschlag des Schotten. Ein Schotte in London schlug einem englischen Freund vor, sie wollten zusammen eine Gesellschaft geben. „Wir machen es halb und halb“, sagte er. „Wenn du für den Whisky sorgst, will ich die Einladungen verschicken.“ „Die Whisky“ lachte der ang

Doppelt hält besser. „Diese Maschine“ sagte der anpreisende Verkäufer, „erspart Ihnen die Hälfte Ihrer Arbeit.“ — „Also dann geben Sie mir zwei“. sagte der Kunde bestgeistert.

Schach

Bearbeiter: von Gustav Mohr

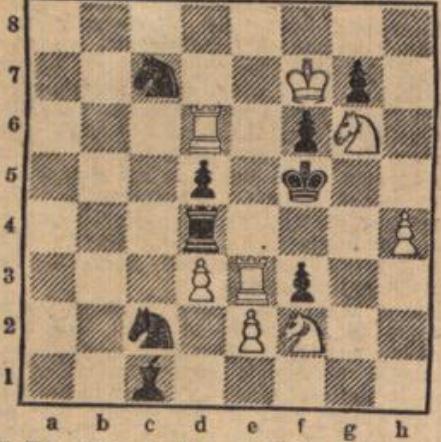
Nr. 83. W. Karsch.



Weiß: Kh8, Tc6, h1, Lf5, Sc8, Bb3, b5, c3, d3, f4.
 Schwarz: Kd5, Tb7, Lc1, Sd2, g5, Bb6, e3, f7, g7.
 Matt in 3 Zügen.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 84. A. Klinke.



Weiß: Kf7, Td6, e3, Sf2, g6, Bd3, e2, h4.
 Schwarz: Kf5, Td4, Lc1, Sc2, c7, Bd5, f3, f6, g7.
 Matt in 3 Zügen.

Die meisten Schachspieler haben selten oder niemals Gelegenheit sich mit Meistern zu messen, und doch ist dies der beste Weg sich im Schachspiel zu vervollkommen. Bei dem Wunsche nach einer weiteren Fortbildung wird man daher nach anderen Mitteln greifen müssen, wozu sich ohne Zweifel das Studium von Partien stärkerer Spieler am besten eignet. Am lehrreichsten ist dabei gewiß die Methode sich mit Verständnis und Nachdenken mit dem Sieger zu verkörpern; sich ganz in dessen Lage zu versetzen, die Entwicklung seines Spieles genau zu verfolgen, die Vorbereitung des Angriffs gründlich zu prüfen und die Ausführung gereifter Pläne ernstlich zu erwägen. Der wirkliche Schachfreund kann sich im Verkehr mit der Geisterwelt des dämonischen Spieles so objektiv vertiefen, daß die Spannung eines wirklichen Spieles in ihm auflebt; er begreift, er kombiniert, er bewundert und er bereitet sich den geistigen Genuss, der das Schachspiel zu einer Wohltat der Menschheit erhebt. Seit dem großen Krieg hat sich die Zahl der Anhänger des Schachs bedeutend vermehrt. Mit Recht erwartet man von diesem Spiel eine Steigerung der allgemeinen Geistesbildung. Auch die Schachspalte will das Ihrige dazu beitragen, indem sie bemerkenswerte Meisterpartien veröffentlicht. Sie hofft, daß ihre Leser diese

Spiele nachspielen und sich dabei von der Wahrheit überzeugen, daß man auf den Schultern seiner Vorgänger höher steht als auf dem Fußboden.

Der sicherste aller jetzt lebenden Schachspieler ist ohne Zweifel der Alt-Weltmeister Capablanca. Er ließ sich noch in keiner ernsten Partie eine Figur durch Fesselung oder durch ein Schachgebot oder durch eine Gabel nehmen. In Karlsbad ist ihm jetzt zum ersten Mal ein solches Unglück widerfahren. Sein glücklicher Gegner war Sämischa, der die weißen Steine führte. Die Partie hatte folgenden Anfang: 1. d4 - Sf6, 2. c4 - e6, 3. Sc3 - Lb4, 4. a3 - Lx c3+, 5. b x c3 - d6, 6. f3 - e5, 7. e4 - Sc6, 8. Le3 - b6, 9. Ld3. Nun zog Capablanca — unglaublich — 9. ... La6. Hierauf griff Weiß natürlich La6 und Sc6 mit 10. Da4 zugleich an. Es folgte 10. ... Lb7, 11. d5! und Sc6 war verloren. Capablanca schleppte die Partie noch 50 Züge hin, mußte aber schließlich sich ergeben.

Partie Nr. 38. Gespielt im nationalen Meisterturnier zu Berlin im Juli 1890. — Unregelmäßige Eröffnung.

Weiβ: Caro; Schwarz: Dr. Lasker.

1. Sf3—d5, 2. d4—Lf5. Der Läufer gehört in dieser Eröffnung nach b7, da sonst der Damenflügel geschwächt wird. 3. c4—c6. Besser wäre e6. 4. Db3—Dc8, 5. c x d5—c x d5, 6. Sc3—e6, 7. Lf4—a7? Ein Fehler, besser wäre Sa6. 8. Sa4!—Ta7? Dieser zweite Fehlzug führt zu sofortigem Untergang, es hätte 8. Sd7 geschehen müssen. 9. Sb6—Dd8, 10. L x b8—D x b8, 11. Da4+—Ke7, 12. Tc1! Dies ist stärker als 12. Dd7+, 12. ... g5, 13. Se5!—Sh6, 14. Sc8+, aufgegeben. Es kann sich wohl kein anderer Meister übmen, gegen Lasker eine Turnierpartie in solchem Stile gewonnen zu haben

Rätsel

Operettenrätsel.



Erraten Sie was für Operetten unser Zeichner hier in launiger Form versteckt hat?

Zweisilbig.

Gewöhnlich auf die erste folgt
Nach kurzer Zeit die zweite.
Ein Heldenname das Ganze ist,
Den mancher trägt noch heute.

Doppelsinnig.

Es läßt sich's leicht, oft schwer auch geben,
Womit du dich beschäftigst eben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 239.

Verrätsel: Schnitzel, Jagd, Schnitzeljagd. — **Rätsel:** Eule, Eide.

Richtige Lösungen sandte ein: Martel König aus Wiesbaden.